

---

Erika Thurner, Nationale Identität und Geschlecht in Österreich nach 1945

*Innsbruck/Wien/München: STUDIENVerlag 2000, 151 Seiten.*

Anneliese Gidl, In einer (un)weiblichen Gesellschaft? Eine Analyse der österreichischen Printmedien 1945–1955

*Innsbruck/Wien/München: STUDIENVerlag 2000, 454 Seiten.*

Zur Situation der Frauen in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft bis zur Gegenwart gibt es schon einiges an Literatur – und immer noch viele offene Fragen.

Der Studienverlag hat nun zu diesem Themenkomplex zwei Bände vorgelegt, die in Herangehensweise und Problembetrachtung sehr unterschiedlich sind. Welche sind Ihrer Meinung nach Ikonen des österreichischen Nationalbewusstseins? Die Wiener Sängerknaben, die Spanische Hofreitschule, die Wiener Philharmoniker oder die Fußball-Nationalmannschaft..? Egal was Ihnen dazu sonst noch einfällt, es ist mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit männlich definiert.

Erika Thurners Fragestellung ist spannend und innovativ: Es geht um den Prozess der österreichischen Nationsbildung und das Ausmaß bzw. die Art und Weise, wie dieser die gesellschaftlichen Vorstellungen von Geschlechterrollen geprägt und beeinflusst hat, oder anders herum: „Welche funktionalen Platzzuweisungen und geschlechtssegregierenden Raum- und Positionsaufteilungen trugen diesen Prozess mit und stützten ihn?“ (S. 15) Nationale Identität formiert sich zentral um Kategorien wie „Gleichheit“ und „Differenz“, die Koordinaten des Systems der Geschlechterbeziehungen. Ein Zusammendenken von Nationalität und Geschlecht liegt also nahe, es wird aber erst seit kurzem konsequent betrieben. Die Nation ist ein männlich definiertes Projekt; die Nationalismusforschung hat auch innerhalb ihrer kritischen Richtungen diese Tatsache nicht ernsthaft in Frage gestellt und eine geschlechtsspezifische Perspektive vernachlässigt.

Die Konstituierung einer österreichischen Identität der 2. Republik mit der Geschlechterfrage zu verknüpfen, erfordert eine interdisziplinäre Herangehensweise: Daten und Kategorien der Zeitgeschichte, der Politikwissenschaft und der Sozialpsychologie müssen zusammengebracht und zusammengedacht werden. Thurner – das sei gleich vorweg festgestellt – bringt das nötige Rüstzeug dafür mit.

Die Autorin nähert sich ihrem Gegenstand aus den unterschiedlich-

sten Blickwinkeln: Sie lässt österreichische Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen zu ihrem Verhältnis zu Österreich zu Wort kommen. Es ist zwangsläufig ein gebrochenes.

Es folgt ein historischer Überblick über den Konstituierungsprozess der österreichischen Identität in der 2. Republik, in dessen verschiedenen Etappen der Definition des Geschlechterverhältnisses eine funktionale Bedeutung zukam.

Der „Wiederaufbau“ war nicht nur in Österreich ein Projekt, das kollektive Sinnstiftung und soziale und nationale Kohäsion leistete und – primär männlich definiert war. Die Frauen fungierten als Zuarbeiterinnen, als Aufbauhelferinnen. Gleichzeitig diente das Bild der „Amibraut“, also jener Mädchen und Frauen, die engere Beziehungen zu den fremden Besatzungssoldaten als erste Abgrenzung und als Kanalisation der Aggression, die aus Unsicherheit und Ängsten resultierte. Das Idealbild der österreichischen Nachkriegsfrau war jenes der „keuschen Ehefrau und Mutter“, zumal es auch darum ging, die extrem niedrige Geburtenrate zu überwinden. Die propagierte Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie korrespondierte außerdem mit „dem Rückzugs- und Ruhebedürfnis breiter Teile der Bevölkerung“ (S. 74) nach den Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Krieg und den damit zusammenhängenden Erschütterungen des nationalen Selbstverständnisses. Gleichwohl erforderte die ökonomische Situation die Erwerbstätigkeit der Frauen auch im Rahmen der Kleinfamilie, so dass das Festhalten an traditionellen Geschlechterrollen von Modernisierungserscheinungen begleitet wurde und für Frauen sehr widersprüchliche Realitäten zeitigte. Diese traten im Zusammenhang mit den sozial- und bildungspolitischen Reformen der siebziger Jahre erstmals offen zu Tage und wurden auch artikuliert. Es waren die Jahre, in denen Frauen im Herrenhaus der Politik zumindest zahlenmäßig verstärkt präsent wurden. Thurner analysiert im Speziellen das österreichische Bundesheer unter der Rahmenbedingung der Neutralität und den „Männersport“ Fußball in ihrer Funktionalität für die Ausbildung eines Nationalbewusstseins einerseits und für die Etablierung und Fixierung von Geschlechterpolaritäten und -hierarchien andererseits. Das Buch liest sich flüssig und besticht durch prägnante Formulierungen. Mehr als ausholende und empirisch abgesicherte Erklärungen liefert es viele, durchaus provokante Ansatzpunkte zum Diskutieren und Weiterdenken.

Ganz anders sind Zugang und Arbeitsweise von Anneliese Gidl. Die Publikation basiert auf einer Untersuchung von acht österreichischen Zeitungen und Zeitschriften (vier Tageszeitungen und vier Frauenzeitschriften) im Zeitraum 1945–1995. Die Autorin will damit einerseits sozialgeschichtliche Realitäten von Frauen abbilden und andererseits eine medi-

en- bzw. ideologiekritische Analyse der propagierten Frauenbilder leisten. Ein großes Unterfangen, das die über 450 Seiten des Buches rechtfertigen könnte. Im ersten Teil wird auf der Grundlage umfangreichen statistischen Materials die Situation von Frauen in den verschiedenen Lebensbereichen (rechtlich, beruflich, privat, politisch, kulturell) darzustellen versucht. Es bleibt beim Versuch, weil statistisches Datenmaterial naturgemäß nur einen begrenzten Einblick in die Komplexität gesellschaftlicher Zustände und Prozesse ermöglicht. Die Ergebnisse sind dann auch – zumindest für einigermaßen interessierte und informierte LeserInnen – nicht überraschend. Die theoretischen Grundlagen der Arbeit werden in einem zweiten Teil vorgestellt: Hier geht es zum einem um Funktion und Wirkungsweise der Massenmedien, vor allem aber um die verschiedenen Erklärungsansätze in Hinblick auf die Ausbildung von Geschlechterrollen und -hierarchien und die Forderungen nach Gleichheit bzw. Differenz der Geschlechter. Trotz eines Abschnittes zum Sexismus in der Sprache, der sich in diesem Teil findet, nimmt sich der Sprachgebrauch der Autorin streckenweise etwas befremdend aus: So etwa wenn sie ihren Anspruch beschreibt, sich mit der „realen Lebenswelt der Frau“ beschäftigen zu wollen (S. 12) und somit sprachlich die großen Unterschiede zwischen den realen Lebenswelten der verschiedenen Frauen unterschlägt. Auch die Anmerkungen, dass Bundeskanzler Kreisky 1978 „vier weibliche Staatssekretäre“ einsetzte, oder dass sich die „Historiker“ erst in den achtziger Jahren intensiver mit Frauengeschichte auseinander zu setzen begannen, sind nicht gerade Beispiele für einen sensiblen Sprachgebrauch.

Im umfangreichen dritten Teil schließlich geht es um die eigentliche Fragestellung der Arbeit: In welchem Ausmaß und auf welche Art und Weise kommen Frauen in den untersuchten österreichischen Printmedien vor? Bis in die siebziger Jahre gibt es offensichtlich einen weitgehenden Konsens bei allen Zeitungen bzw. Zeitschriften über das „Wesen“ und die Aufgaben einer idealen Frau und diese Meinungen werden auch recht unverblümt verbreitet. Aus der Zeitschrift Brigitte des Jahres 1962: „Der Mann ist von Natur aus der Frau an Körperkraft überlegen, er denkt schneller und reagiert sachlicher – Eigenschaften, die ihn zum Führen befähigen. Er ist der Fordernde, der Erobernde. Keine Gleichberechtigung wird daran etwas ändern. Es ist der Urinstinkt, der ihn treibt, der gleiche Urinstinkt, der auch in den klügsten und unabhängigsten Frauen die Sehnsucht hervorruft, sich einem Mann zu unterwerfen.“ In den siebziger Jahren wird dieser Konsens brüchig, und ab diesem Zeitpunkt kristallisieren sich auch die inhaltlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Medien heraus: Jenen, die ihr Aufgabe vorrangig darin sehen, traditionelle

Geschlechterordnungen zu verteidigen und jenen, die Elemente eines „neues Frauenbildes“ positiv konnotieren. Diese Tendenz hält an und führt in den neunziger Jahren zur Ausprägung von vielfältigen Frauenbildern, Konglomerate traditioneller und modernisierender, wissenschaftlicher und mystischer Elemente.

Gidl zitiert häufig und ausführlich aus ihren Quellen, das macht die Lektüre plastisch und auch amüsant. An manchen Stellen jedoch werden Argumentationslinien zu sehr in die Breite gezogen und wirken redundant. In einem abschließenden vierten Teil werden die fünf eingangs formulierten Arbeitshypothesen überprüft und bestätigt: 1. „Das Frauenleitbild wandelte sich während des Untersuchungszeitraumes von einer einseitigen Rollenfestschreibung der Frau als Hausfrau und Mutter hin zu einem pluralistischen Frauenleitbild, das der einzelnen Frau mehr Freiheit bei der individuellen Lebensgestaltung lässt.“ 2. Das Leitbild „der dienenden, sich aufopfernden Mutter“ wurde ersetzt durch einen „neuentdeckten Anspruch auf eigenes Leben und Selbstverwirklichung.“ 3. Eine vormals „relativ homogene Frauengruppe“ hat in den letzten fünfzig Jahren eine starke Differenzierung erfahren und zu einer Vielzahl von weiblichen Lebenseinstellungen geführt. 4. Trotz aller Wandlungen gibt es eine Kontinuität bestimmter Werte und Einstellungen und insofern ein Nebeneinander von alten und neuen Einstellungen. 5. Die Medien greifen gesellschaftliche Veränderungen tendenziell verzögert oder bestenfalls zeitgleich auf, keinesfalls spielen sie eine Vorreiterrolle. Zu diesem Schluss kommt die Autorin indem sie bei drei Beispielen (mütterliche Erwerbstätigkeit, nichteheliche Lebensgemeinschaften und Frauen in der Politik) die statistischen Daten ihren Ergebnissen der Medienanalyse gegenüberstellt. Keine der Erkenntnisse ist revolutionär, die 3. These sogar ziemlich problematisch. Für die Nachkriegszeit von einer „relativ homogenen Frauengruppe“ zu sprechen, ist allzu sehr vereinfachend. Insgesamt trägt die Publikation allzu deutlich den Charakter einer universitären Abschlussarbeit. Es ist die versäumte Aufgabe des Verlages durch ein straffes Lektorat viele Schwächen der durchaus sorgfältig recherchierten und materialreichen Arbeit auszugleichen – ganz abgesehen von den zahlreichen störenden orthografischen Fehlern, die zu vermeiden gewesen wären.

Gidl fehlt was Thurner auszeichnet: Die Konzentration auf das Wesentliche, das Auffinden und Benennen des spezifisch „Österreichischen“, die Konkretisierung der Fragestellung und nicht zuletzt der Mut zur Wertung und zur Parteinahme.

*Martha Verdorfer*